

Aufsatz „Armenisch und die Nachbarsprachen“ (KZ 39<sup>04</sup>, S. 334 bis 486) über die Gutturaltheorie sagt (S. 440f.). „Nur im Alban. sind die drei Reihen von Hinterzungenkonsonananten klar auseinandergehalten. Im Westidg. sind die beiden labialisationslosen Reihen zusammengefallen, im Ostidg. die beiden nicht-palatalen Reihen; und zwar ging im Arischen und Armen. die q-Reihe in der q<sup>u</sup>-Reihe auf. — Die Dialektwelle, welche die satem-Sprachen von den centum-Sprachen trennte, wird nicht die älteste idg. Sprachtrennung repräsentieren. In der Zeit vor dieser Dialektwelle und wohl auch danach können sehr gut enge Beziehungen zwischen einer östlichen und einer westlichen Sprache stattgefunden und gemeinsame Entwicklungen gezeitigt haben. So ist es zu erklären, daß z. B. das Armenische keiner anderen idg. Sprache so nahe steht wie dem Griechischen.“

## II.

### Kritische Bemerkungen zur Dreireihentheorie.

1. Die wichtigsten Entwicklungsstufen in der Geschichte der Gutturaltheorie sind also 1. die Annahme einer Gutturalreihe durch Schleicher, 2. Ascolis Hypothese von einer doppelten Alterierung der ursprünglich einen Reihe, 3. Ficks Ansetzung zweier ursprünglicher Gutturalreihen, die aber in verschiedener Weise bestimmt wurden, und 4. Bezzenbergers System von drei ursprachlichen Gutturalreihen, das trotz einzelner Widerlegungsversuche noch jetzt allgemeine Geltung besitzt. Bei genauerer Betrachtung bemerkt man indes eine zunehmende Betonung des hypothetischen Charakters dieser Theorie. Dies hängt damit zusammen, daß mit dem weiteren Ausbau der Forschung eine gewisse Resignation in bezug auf die Bestimmung der Ursprache sich immer deutlicher fühlbar macht. Weit hinter uns liegen die Zeiten, da z. B. Schleicher voll fröhlicher Zuversicht die Laut- und Formenlehre der idg. Ursprache mit solcher Bestimmtheit festgelegt zu haben glaubte, daß er sich getraute ganze Texte in dieselbe zu übertragen. Die jetzigen Forscher reden von Dialektmischung in der Ursprache, von früheren und späteren Perioden im Urindogermanischen: kurz

der Begriff und Bestand der wirklichen Ursprache verschwimmt immer mehr. Und das mit Recht. Denn wenn man sich auch jetzt nicht mehr anmaßt die wirkliche, älteste „Ursprache“ der Indogermanen bestimmt eruieren zu können, so ist doch auch die Zurückführung der verschiedenen Formen der Einzelsprachen auf die letzte gemeinsame Sprachform trotz der oft so apodiktisch aufgestellten Resultate vielfach noch rein hypothetisch. Dies deutet auch Delbrück an, wenn er in seiner ausgezeichneten „Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen“ (4. Aufl.) S. 124 sagt: „Die Möglichkeit ist nicht zu bestreiten, daß die gleichen Formen nach Verlauf einiger Zeit wieder ein anderes Aussehen haben werden, und es ist also klar, daß die Urformen nichts anderes darstellen als einen formelhaften Ausdruck für die wechselnden Ansichten der Gelehrten über den Umfang und die Beschaffenheit des sprachlichen Materials, welches die Einzelsprachen aus der Gesamtsprache mitgebracht haben.“

Betrachtet man den von der heutigen Forschung statuierten Lautbestand der Ursprache, wie ihn zuletzt in übersichtlicher Weise, allerdings mit Weglassung des Armenischen, Albanesischen und der kleineren Sprachgebiete Prellwitz in der 2. Auflage seines etymologischen Wörterbuchs der griechischen Sprache S. XVI und XVII darstellt, so zeigt sich ein bedeutendes Überwiegen nicht nur des europäischen Vokalismus, dessen größere Ursprünglichkeit ja wohl dauernd bewiesen sein dürfte, sondern auch des Konsonantismus. Die den satem-Sprachen eigentümlichen vielfachen Spiranten sind der Einzelentwicklung zugewiesen; als urindogermanisch erscheinen nur *j* (bei Brugmann *i*) und *s*. Läßt sich hierin eine vorsichtige Beschränkung in der Zahl der urindogermanischen Laute erkennen, so tritt das Gegenteil dieses Bestrebens bei den Verschluslauten zu Tage, namentlich bei den Gutturalen. Von diesen erscheinen neuerdings nicht allein die drei Reihen Bezzenbergers differenziert, sondern man setzt vielfach mit Hirt a. a. O. noch eine vierte Reihe an, die *k'*-Reihe, bestehend aus den *k*-Lauten vor hellem Vokal im Gegensatz zu der *k*-Reihe, die die reinen Gutturale vor dunklen Vokalen umfaßt. Man möchte also die doch eigentlich allgemein angenommene Posteriorität der Palatalisierung des ar. *k* zu *c*, des slav. *k* zu *č* etc. außer Geltung setzen und diese Veränderung als etwa gleichzeitig mit dem

Übergang der *k*-Laute in Spiranten hinstellen. Damit eröffnet sich aber eine geradezu unbegrenzte Menge von Möglichkeiten den Lautbestand der Ursprache zu erweitern. Findet ja selbst ein so nüchterner Forscher wie Holger Pedersen (KZ 36, 293), daß drei Gutturalreihen für eine primitive Sprache eine äußerst bescheidene Zahl sind. Hält man dazu nun noch die Annahme, daß auch die Artikulationsart in der Ursprache vielfach ganz willkürlich war, wie sich z. B. E. Zupitza KZ 37, 395f. äußert unter Berufung auf den in Sievers' *Phonetik*<sup>4</sup> § 682 (<sup>5</sup> § 733) erwähnten Papua, der das *k* in *voka* „Kaffee“ in dem einen Satz „ramamini *voka*“ („ich trinke Kaffee“) bald als sanfte stimmhafte Spirans, bald als Media, bald als Tenuis mit und ohne Aspiration, bald als stark kratzende Affrikata sprach, so muß sich eine immer größer werdende Verwirrung in bezug auf die lautliche Urform der indogerm. Wörter ergeben, die sonderbar mit der Sicherheit und Bestimmtheit kontrastiert, die bei der Erschließung der urindogermanischen Flexion zutage tritt.

Wenn dann doch noch Formen übrig bleiben, die auch durch diese weitestgehenden Hypothesen nicht zu erklären sind, so wird ein Auseinandergehen der Ursprache in einzelne Dialekte statuiert. Der Begriff einer von allen Angehörigen des Urvolks in gleicher Weise gesprochenen Sprache, wie er doch eigentlich dem Wort „Ursprache“ inhäriert, fällt aber in sich zusammen mit der Annahme, schon in dieser Ursprache seien von Anfang an dialektische Verschiedenheiten zwischen dem Osten und Westen vorhanden gewesen. Es kann ja dann auch eine Lauterscheinung, die bis jetzt als gemeinindogermanisch bezeichnet wird, obwohl sie sich nur in den westlichen oder in den östlichen Sprachen vorfindet, lediglich auf eine solche dialektische Schwankung zurückgehen. Damit ist aber wieder die Berechtigung einer bis ins einzelste gehenden Differenzierung der Laute für die idg. Ursprache in Frage gestellt.

Es läßt sich also ein gewisser Widerspruch in der jetzigen Methode der Erschließung der Ursprache nicht leugnen: einerseits, entspringend aus dem Bestreben alle Laute der Einzelsprachen auf eine gemeinsame Grundlage zurückzuführen, eine möglichst weitgehende Ausdehnung des urindogermanischen Lautbestandes in strenger Systematisierung, andererseits die Annahme

verschiedener Dialekte in der Ursprache. Daß diese beiden Beweisarten sich nicht recht vereinigen lassen, dürfte nicht zu bestreiten sein.

2. Gehen wir nun nach diesen allgemeinen Erörterungen auf die Kritik der Gutturaltheorie ein. Einen Hauptgrund für die Annahme Hirts, die drei Gutturalreihen seien auf zwei zu reduzieren, bildete die Erscheinung, daß in keiner der idg. Einzelsprachen die drei Reihen differenziert sind. Nun versuchte Pedersen in der S. 27 genannten Abhandlung den Nachweis, daß im Albanesischen die drei Reihen von jeher getrennt waren, indem die uridg. Labiovelare infolge späterer Palatalisierung durch *s* ersetzt wurden, die reinen Velare aber blieben. Als sichere Beispiele führt er die 4 a. a. O. zitierten Wörter *pes* „fünf“, *si* und ähnliche Formen des Interrogativstammes, *sü* „Auge“ und *zjarm* „Wärme“ an. Diese 4 Wörter sind m. E. nicht alle gleich beweiskräftig. So wird *sü* meist mit slav. *sinati* „erglänzen“ und ahd. *scīnan* zusammengebracht, eine Ableitung, die mir wahrscheinlicher vorkommt als die von Pedersen bevorzugte Beziehung zu lit. *akis*, sl. dual *oči*, arm. plur. *ač<sup>k</sup>*. Ebenso gibt es zu der dem alb. *zjarm*, ai. *gharmás* u. a. zugrunde liegenden idg. Wurzel *g<sup>h</sup>*her eine Nebenform *gher*, die besonders aus slav. Formen zu erschließen ist. Somit bleiben als unbestreitbar nur die beiden ersten Belege. Dagegen gibt es andere Fälle im Albanesischen, wo nicht *s*, sondern *k'* die Fortsetzung des uridg. *q<sup>h</sup>* ist; so *k'üş* „wie“, das gerade wie *si* von dem Interrogativstamm *q<sup>h</sup>o* herkommt. Ferner scheint in einem Wort auch reinvelares *k* im Alban. zu *s* geworden zu sein, nämlich in *sjet* „bringen“, das wohl zu gr. *κέλωμαι*, lit. *kēlias* gehört; Pedersen hält freilich die Entsprechung mit Wörtern mit idg. *k* für einen Grund diese Etymologie zurückzuweisen. Doch kommt neben *sjet* auch die Form *k'et* vor, ein Zeichen, daß der Gebrauch im Alban. schwankt, wie auch sonst öfters bei der Deutung albanesischer Worte ein Wechsel der Gutturale angenommen wird.

Somit ist zumal bei der Hinneigung der nordalban. Dialekte zu den centum-Sprachen aus dem von Pedersen vorgelegten Material ein bindender Schluß auf eine verschiedenartige Vertretung der reinvelaren und der labiovelaren Reihe im Albanesischen wohl nicht zu ziehen.

Noch weit weniger Beweiskraft für eine Differenzierung der k- und q-Reihe in einer satem-Sprache haben die neuerdings von Scheftelowitz (vgl. S. 29) beigebrachten armenischen Wortgleichungen. Die von Sch. als  $k_2v$  und  $g_2v$  bezeichneten Labiovelare, womit wohl die Labiovelare vor hellen Vokalen gemeint sein sollen, erscheinen nämlich im Armen. als k, kh, č resp. k, c, während die idg. reinvelaren  $k_2$  und  $g_2$  zu k, č resp. c, ž werden. Hier läge also umgekehrt wie im Albanesischen eine größere Neigung der reinen Velare zur Palatalisierung vor. Doch ist der Unterschied so geringfügig, daß er in den wenigen Beispielen, die Scheftelowitz hierzu anführt, leicht durch mundartliche oder gar nur graphische Differenzen verursacht sein könnte. — Auch der schon öfters gemachte Versuch für das Griechische und Italische in einigen Fällen eine Scheidung der  $\bar{k}$ - und k-Reihe nachzuweisen (vgl. zuletzt Brugmann, kurze vergl. Grammatik S. 157 f., Anm. 1) kann nicht als gelungen erachtet werden. Brugmann glaubt nämlich beweisen zu können, daß  $k\bar{u}$  und  $q\bar{u}$ , also die palatale und die velare Tenuis vor unsilbischem  $\bar{u}$ , in diesen beiden Sprachen auseinander gehalten wurden.  $k\bar{u}$  sei im Griechischen zu  $\pi\pi$ , im Satz anlaut zu  $\pi$  geworden. Beispiele:  $\bar{\iota}\pi\pi\sigma$ : ai. áśvas „Pferd“; dor.  $\pi\acute{\alpha}\sigma\alpha\sigma\theta\alpha\iota$  „Gewalt über etwas bekommen“, böot.  $\tau\acute{\alpha}\ \pi\acute{\alpha}\mu\alpha\tau\alpha$ ,  $\theta\acute{\iota}\theta$ - $\pi\pi\alpha\sigma\tau\sigma$ , neben  $\kappa\bar{\upsilon}\rho\sigma$ : ai. śvatrás „gedeihlich“. Dagegen entspreche dem  $q\bar{u}$  ein  $\kappa$ . Zum Beispiel  $\kappa\acute{\alpha}\pi\eta\sigma$  „Rauch“: lit. kvāpas „Hauch, Dunst“, lat. vapor, got. af-hvapjan „ersticken“;  $\kappa\acute{\alpha}\lambda\pi\eta$  „Trab“: preuß. po-quelbton „kniend“, lit. klūpti „niederknien, stolpern“, Wurzel quelp, qulp, qlup „die Knie krümmen.“ Ebenso sei aus idg.  $k\bar{u}$  im Lateinischen qu entstanden, aus idg.  $q\bar{u}$  aber v. Beispiele: equo Abl. = ai. áśvād; dagegen vapor zu lit. kvāpas, wie schon angeführt, ferner 2. Sg. vīs, in-vītus, invitare zu lit. kvēcžù „ich lade ein“, preuß. quāits „Wille“, gr.  $\kappa\omicron\iota\tau\alpha\iota$ ,  $\kappa\acute{\iota}\sigma\sigma\alpha$  „krankhaftes Gelüste“; aber combrētum „Binse“ aus quembrētom = idg.  $k\bar{u}endhro$  —, lit. szveñdrai.<sup>1)</sup> Aber alle diese Belege sind nicht ausschlaggebend. Das einzige Wort, das Brugmann für die Differenzierung von  $k\bar{u}$  und  $q\bar{u}$  im In-

<sup>1)</sup> Die vgl. Gr.<sup>2</sup> gebrachte Gleichung lat. queror = ai. śvasi-ti findet sich in der kurzen vgl. Gr. nicht wieder; Hirt S. 289 hatte dagegen geltend gemacht, daß śvasiti eine set-Wurzel, ques dagegen eine anit-Wurzel darstellt.

laut anführt, ist gr. ἵππος, lat. equus, ai. áśvas. Hier liegt aber offenbar eine Analogiebildung vor zu den Stämmen, die einen Labiovelar hatten; denn zwischen einem reinen Velar + unsilbischem *u*, wie der Lautkomplex im Griech. und Latein. wegen des Zusammenfallens der Palatale mit den Velaren in den centum-Sprachen gewesen sein muß, und einem Labiovelar, d. h. Velar mit Lippenrundung, kann doch in der Aussprache kein großer Unterschied gewesen sein. Das andere Beispiel aus dem Griechischen beruht, wie das Auseinandergehen der Dialekte beweist, auf einer ursprünglichen Doppelform, wie sie gerade bei den Gutturalen so oft begegnen. Im Lateinischen fiel im Anlaut der Guttural vor *u* aus und es blieb *v* übrig; die Form *combrētum* könnte auf eine Analogiebildung oder vielleicht auch auf Volksetymologie zurückgeführt werden. (Anders Hirt a. a. O. S. 289).

3. Es bleibt also die Erscheinung bestehen, daß in allen indogermanischen Sprachen höchstens zwei Gutturalreihen differenziert sind. Dies ist auch sicherlich der Hauptgrund gewesen, warum man sich erst verhältnismäßig spät zur Ansetzung dreier Reihen entschloß, nachdem vorher eine Einigung über die Beschaffenheit der ehemals angenommenen zwei Reihen nicht hatte erfolgen können. Wie schon oben erwähnt, teilte Bezenberger die zweite Gutturalreihe hauptsächlich deshalb in eine *k*- und eine *q*-Reihe (bei Brugmann *q*- und *qʰ*-Reihe), weil er nicht den mindesten Grund einsah, der in den europäischen Sprachen die Scheidung einer velaren Reihe in reine Velare und Labiovelare veranlaßt haben könnte. Daß aber ebensowenig ein Grund zu finden ist, warum dann in den satem-Sprachen diese beiden Reihen vollständig zusammengefallen sind, kam für Bezenberger nicht in Betracht. Und doch ist dies ein ebenso schwerwiegendes Beweismittel gegen seine Hypothese, wie die erstere Annahme dafür spricht. Wir können in Umkehrung der Argumentation Bezenbergers sagen: Bei der Ansetzung dreier schon in der Ursprache verschiedener Gutturalreihen ist kein Grund abzusehen, warum in den satem-Sprachen die reinvelare mit der labiovelaren, in den centum-Sprachen die palatale mit der reinvelaren Reihe vereinigt wurde.

Nun operiert Bezenberger allerdings anfangs nur mit den süd- und westeuropäischen Sprachen und beschränkt sich daher

zunächst auf den Nachweis, daß „in der gemeinsamen Grundlage aller Sprachen mit Labialisierung neben der alten *ś*-Reihe (deren Existenz er als unbestreitbar voraussetzt) eine *q*- und eine *k*-Reihe bestanden“. Er weist sogar die Annahme Graßmanns (KZ 9, 11 ff.), wonach im Arischen nur diejenigen *k*-Laute palatalisiert wurden, denen in den centum-Sprachen *q*- oder *p*-Laute entsprechen, mittels einer Reihe von Beispielen zurück<sup>1)</sup>, kommt aber dennoch ohne weitere Beweise anzuführen zu dem oben erwähnten Schluß, daß schon der indogermanischen Grundsprache neben der *ś*-Reihe noch eine *k*- und eine *q*-Reihe zuzuschreiben sei. — Bezzenger war sich, als er seine Abhandlung schrieb, über den Begriff der idg. Grundsprache nicht ganz klar. Er sagt nämlich bei einer Polemik gegen Saussure, der (Mémoire S. 119, A. 2) eine Labialisierung der Gutturale vor *a* in den südeuropäischen Sprachen in Abrede gestellt hatte, folgendes: „Wer etwa vermuten wollte, daß aus einer einheitlichen Gutturalreihe vor *ē*, *i* *k'*, *g'*, *g'h*, vor *ā* (und etwa vor und nach *ū*) *k*, *g*, *gh*, vor *ō* *q*, *g*, *gh* entstanden seien, würde damit eine Zeit des sprachlichen Werdens treffen, welche nicht nur lange vor der Trennung der süd- und westeuropäischen Spracheinheit, sondern auch vor der ersten größeren Spaltung des idg. Urvolkes gelegen haben müßte. Er würde dadurch also die Annahme idg. *q*- und *k*-Laute keineswegs umgehen können.“ Das ist es aber gerade, was wir meinen, wenn wir die drei Gutturalreihen als ursprachlich ansetzen, daß sie nämlich vor der ersten größeren Spaltung des idg. Urvolkes schon getrennt vorhanden waren.

Wir sehen, Bezzenger's Beweis steht, soweit er sich auf die idg. Ursprache bezieht, auf sehr schwanken Füßen. Daß er so allgemeine Annahme fand, kommt vor allem von dem Bestreben her das uridg. Lautsystem auszudehnen, indem man gar gern lautliche Erscheinungen, die eine oder auch mehrere Einzelsprachen zeigten, falls bei anderen Einzelsprachen kein direkter Widerspruch vorlag, der Grundsprache zuwies. Es ist aber offensichtlich, daß durch ein derartiges Vorgehen die Sta-

<sup>1)</sup> Das 5. Beispiel: ai. *jartu* „vulva“, gr. *δέλτα* „αἰδοῖον γυναικείον“ ist nach den Ausführungen von W. Schulze (KZ 39, 611 f.) nicht zutreffend; die griechische Bezeichnung *δέλτα* kommt vielmehr von der Ähnlichkeit der Gestalt her.

tuierung des ursprachlichen Lautbestandes immer hypothetischer werden muß.

4. Zeigt sich demnach schon aus diesen mehr allgemeinen Erwägungen eine ursprachliche Differenzierung zwischen der reinvelaren und der labiovelaren Reihe als durchaus nicht unwiderleglich bewiesen, so ist diese Unklarheit auch bis jetzt durch eine exakte Untersuchung über den Grund und die Art ihrer später erfolgten Wiedervereinigung noch nicht beseitigt. Warum und wann z. B. in den satem-Sprachen die ursprüngliche Labialisierung der dritten Reihe weggefallen sein soll, wird nirgends genauer erörtert. So steht es zwar für Hirt (vgl. S. 25) fest, daß die velare und labiovelare Reihe von grund aus zu trennen sind; das Schwinden des labialen Elements in den satem-Sprachen aber betrachtet er einfach als Tatsache, die keines eingehenden Beweises bedarf. Er beschränkt sich auf die Bemerkung, daß diese Erscheinung sich an einer Menge von Sprachen nachweisen lasse; warum dies aber gerade in den Sprachen zu Tage tritt, die den reinen Gutturalen der centum-Sprachen Zischlaute gegenüberstellen, darüber äußert sich Hirt nicht.

Nun versuchte Hirt, wie oben (S. 25 f.) ausgeführt, darzutun, daß in einer früheren Entwicklungsperiode der idg. Ursprache die palatale Reihe mit der reinvelaren vereint gewesen sei. Aus dieser einen k-Reihe seien dann in den satem-Sprachen vor hellen Vokalen Spiranten entstanden, vor dunklen Vokalen die Gutturale geblieben. Weiterhin aber weist er auch die sonst gewöhnlich als sekundär bezeichnete Palatalisierung in den satem-Sprachen der ursprachlichen Periode zu. Darin besteht m. E. die Hauptschwäche in Hirts Beweisführung. Nicht daß er sich, wie Zupitza a. a. O. ausführt, in einem Zirkel bewegt, wenn er sagt, die Spiranten hätten ihren Platz nur vor hellen Vokalen, wo sie aber vor dunklen Vokalen erschienen, sei Übertragung anzunehmen, ist die angreifbare Stelle in Hirts Argumentation, sondern das Zurückführen der beiden Palatalisierungen auf eine Zeit vor der Spaltung der Indogermanen. Denn warum entstanden dann bei dem gleichen Vorgang so völlig verschiedene Laute? Oder teilt etwa Hirt die alte, mit der ganzen Tradition in Widerspruch stehende Ansicht Friedrich Müllers (S. 16), der den Lautwert des ai. ś als tš bestimmte? Die Annahme

einer ursprachlichen Entstehung der Reihe ai. c, j, h bringt eine unheilvolle Verwirrung hervor und steht mit der Haupt-Hypothese Hirts selbst im stärksten Widerspruch. Es gäbe ja dann statt zwei vier ursprachliche Gutturalreihen, nämlich neben den von Hirt als ursprünglich angenommenen k- und q-Lauten noch die spirantische Abart der reinen Velare und die zu Verschlußlauten palatalisierte Abart der Labiovelare. Man ersieht hieraus, daß Hirt trotz seines scheinbaren Bestrebens den Lautbestand der Ursprache zu vereinfachen ihn vielmehr erweitert; denn wenn er auch von früheren und späteren Perioden der Grundsprache redet, so datiert er doch alle genannten Lautveränderungen in die gemeinindogermanische Zeit zurück.

Auf diesem Wege können wir daher Hirt nicht folgen. Es fragt sich aber, ob nicht seine Reduktion der drei ursprünglichen Gutturalreihen auf zwei etwas Annehmbares enthält. Im Prinzip ist sie nicht von der Hand zu weisen; ist es ja doch fast dasselbe System, wie es vor Bezzenberger ziemlich allgemein Geltung hatte. In den centum-Sprachen findet sich die Differenzierung zwischen Palatalen und Velaren nicht; weil nun Hirt den westindogermanischen Konsonantismus für ursprünglicher hält wie den ostindogermanischen, erklärt er die Palatalreihe für eine jüngere Abart der Velarreihe. Auch seine Annahme, daß diese älteren Palatale zuerst nur vor hellen Vokalen ihren Platz hatten und erst durch Übertragung oder Analogiebildungen auch vor dunklen zu stehen kamen, ist durchaus nicht unwahrscheinlich. Allerdings schadet sich Hirt selbst durch allzu ausgedehntes Schematisieren, indem er alle Fälle im Ostindogermanischen, in denen seine Regel versagt, auf Entlehnungen aus dem Westindogermanischen zurückführt und nicht genügend beachtet, wie oft auch im Ostindogermanischen bei einem und demselben Stamme Doppelformen vorkommen, wie Zupitza a. a. O. mit Recht hervorhebt. Jedenfalls aber gebührt Hirt das Verdienst mit Nachdruck auf die Berechtigung einer Revision der Dreireihentheorie Bezzenbergers hingewiesen zu haben.

5. Wenn wir nun ausgehend von der Erwägung, daß in keiner idg. Sprache mehr als zwei Gutturalreihen neben einander nachweisbar sind und außerdem kein Grund vorliegt, der das Zusammenfallen zweier Reihen in den satem- oder in den centum-Sprachen veranlaßt haben könnte, untersuchen, welche

der drei Reihen Bezzenbergers am leichtesten entbehrlich erscheint, so dürfte die Beseitigung der palatalen Reihe für die Ursprache am nächsten liegen. Diese palatale Reihe besteht nur in den satem-Sprachen, denselben, die auch sonst schon am Anfang ihrer Einzelentwicklung große Neigung zur Palatalisierung zeigen, während sich in den centum-Sprachen dies Bestreben teils gar nicht, teils erst im späteren Verlauf ihrer Sprachgeschichte geltend macht. Nun könnte allerdings das Bestehen einer sekundären, von der primären in ihrem Wesen deutlich geschiedenen Palatalreihe in den satem-Sprachen als Beweis für die Ursprünglichkeit der k-Reihe angeführt werden; denn wenn die älteren Palatale ebenso wie die jüngeren aus Gutturalen entstanden, warum hätten dann bei diesen beiden analogen Vorgängen so verschiedenartige Laute gebildet werden können? In Wirklichkeit aber ist dies Argument von keiner Bedeutung für unsere Frage, wie aus folgenden Bemerkungen hervorgehen dürfte. Die gleichförmige Beschaffenheit der primären Palatale in den einzelnen satem-Sprachen deutet nicht darauf hin, daß sie von allem Anfang an in der Ursprache bestanden, sondern nur daß sie in homogener Weise gebildet wurden zu einer Zeit, da die Völker, die sich dieser satem-Sprachen bedienten, noch nicht getrennt waren. Eine deutliche Beziehung zu dem benachbarten Vokal, die in allen Fällen erkennbar wäre, ist hier nicht festzustellen. Die sekundären Palatale dagegen, die im Gegensatz zu den überall als Spiranten auftretenden primären in den einzelnen Sprachen teils Verschußlaute, teils Spiranten darstellen, sind offenbar lediglich durch den Einfluß des folgenden hellen Vokales in bestimmten Fällen aus dem ursprünglichen Guttural entstanden. Infolgedessen liegt kein Grund vor, warum diese jüngere Palatalisierung in derselben Form vor sich gehen mußte wie die ältere, mit der sie nichts gemein hat als das Streben nach Erweichung des harten Konsonanten. Nun kommt noch dazu, daß diese sekundäre Palatalisierung mit Vorliebe — aber nicht allgemein — solche k-Laute trifft, denen in den centum-Sprachen Labiovelare entsprechen. Es dürfte daher klar sein, daß eine Beziehung zwischen den beiden Gutturalerweichungen nicht besteht und diese darum in den meisten satem-Sprachen streng auseinandergehalten wurden. Mit der Ursprünglichkeit der älteren Palatale also hat diese Differenz nichts zu tun.

Noch einer anderen Schwierigkeit begegnet diese Theorie. Bekanntlich besteht zwischen den einzelnen Forschern eine Meinungsverschiedenheit, wie die ursprüngliche Aussprache der Palatalreihe zu denken ist. Man statuiert sie teils als etwa solche k-Laute, wie sie in der Silbe ki oder ke gesprochen werden, teils als palatale Verschußlaute oder auch als Spiranten. Keine dieser drei Deutungen ist ganz befriedigend. Bei der ersten, die m. E. noch am meisten Wahrscheinlichkeit für sich hat, ist nicht klar, warum diese nur ganz leicht erweichten k-Laute in den satem- und den centum-Sprachen so ganz verschiedene Fortsetzungen haben. Nimmt man aber die Aussprache als palatale Verschußlaute an, so ist nicht zu verstehen, wie daraus Spiranten werden konnten und man doch später wieder auf die Bildung palataler Explosivae zurückgriff. Bei der Bestimmung als ursprüngliche Spiranten endlich bleibt der Grund für ihre Ersetzung durch Velare in den centum-Sprachen dunkel, wo doch s ihre natürliche Fortsetzung gewesen wäre.

Dazu kommt noch die Existenz zahlreicher Doppelformen in den satem-Sprachen mit Spirans und Velar, wie sie schon wiederholt zusammengestellt wurden. Die bemerkenswertesten sind:

1. ai. *śvaśura* „Schwiegervater“, lit. *sveszura*, asl. *svekrū*.
2. ai. *śmaśru* „Bart“, lit. *smakra*.
3. lit. *akūtas* „Granne“ neben ai. *aśris*, lit. *asztris*.
4. ai. *paśu* „Vieh“, av. *pasu*, lit. *pekus*.
5. ai. *śárdhas* „Herde“, av. *sarəda*, lit. *kerdžus*, asl. *šreda*.
6. ai. *kruś* „schreien“, lit. *kraukti*.
7. ai. *kambu* und *śambu* „Muschel“.
8. ai. *karvará* und *śárvara* „bunt“.
9. ai. *karkota* und *śarkota* „eine Schlangenart“.
10. asl. *krūmiti*, lit. *szėrti* „füttern“.
11. lett. *kraupa* „Grind“, slav. *strupū* „Schorf“.
12. lit. *brūknė* „Preisselbeere“, böhm. *bruslina*.

Auch diese „Doubletten“ beweisen, daß der ursprachliche Unterschied zwischen Palatalen und reinen Velaren sehr gering war.

Die einfachste Lösung bleibt diejenige, die schon Collitz (vgl. S. 13 f.) vorschlug. Es gab im Urindogermanischen zwei Gutturalreihen, eine reinvelare und eine labiovelare. Die reinvelare Reihe spaltete sich wohl erst nach der Trennung von Ost-

indogermanisch und Westindogermanisch in dem östlichen Sprachbereich in zwei, indem bei einer Anzahl von Wörtern mit reinem Velar die Artikulationsstelle so weit vorgeschoben wurde, daß aus dem Velar eine Spirans entstand. Ob dies auf dem Umweg über die palatalen Verschußlaute geschah, ist zweifelhaft, da sich keine Spur hiervon mehr vorfindet. Zuerst fand diese Palatalisierung vor hellen Vokalen statt; doch trat diese Veränderung infolge von Analogiebildungen auch vor anderen Lauten ein. In manchen Fällen blieb die ursprüngliche Form neben der mouillierten bestehen; so erklären sich die angeführten Doppelformen mit Spirans und Guttural. Allerdings bleibt hierbei ebenso wie bei der Annahme einer ursprünglichen Palatalreihe die Frage offen, warum bei dieser ersten Alterierung der Gutturale nicht dieselben Laute entstanden wie bei der sekundären Erweichung. Indes ist diese Schwierigkeit nicht bedeutend. Die jüngeren Palatale sind eben Produkte der einzelsprachlichen Entwicklung, wie ihre ungleichartige Bildung erweist. So zeigt das Sanskrit *c, j, h*, das Avestische *c, j(z), j*, die slavischen Sprachen *č, ž, ž* oder *c, dz, dz*, das Litauische *k, g, g* oder *z, d/, d/*, das Albanesische *k', g'*, das Armenische *č, ž, j*. Die primäre Palatalisierung aber gehört der gemeinostindogermanischen Periode an; sie wird in allen in Betracht kommenden Sprachen durch gleiche oder doch nahe verwandte Laute zum Ausdruck gebracht. Dem ostidg. *ś, ź, źh* entspricht ai. *ś, j, h*, av. *s, z, z*, arm. *c, ĵ, j* (*j, c, j, z*), alb. *ð, ð* (*s, z, z*), slav. *s, z, z*, lit. *sz, z, z* (*s, /, /*) — alles Laute, die in ihrer Ähnlichkeit auf gemeinsame und gleichartige Entstehung hindeuten.

6. Bei dieser Annahme bleibt der Wegfall des labialen Elements der *q*-Laute in den satem-Sprachen noch unerklärt. Diese Tatsache läßt sich allerdings auch anderwärts beobachten; so im Latein: *secuntur* seit dem 8. Jahrhundert statt *sequuntur*, *ecus* statt *equus*, ferner im Irischen, das die gemeinkeltischen Labiovelare durchweg durch *c* (= *k*) wiedergibt, z. B. air. *cethir* „vier“ neben cymr. *petguar*, *pedwar*, corn. *peswar*, bret. *pevar*, oder endlich im Französischen: lat. *quadratu* = franz. *carré*, lat. *quassare* = franz. *casser*.

Verdächtig ist jedoch die Erscheinung, daß in den centum-Sprachen in den meisten Fällen ein reiner Velar oder Palatal vor unsilbischem *u* ganz genau behandelt wird wie ein Labiovelar. So

entspricht dem  $k_u$  ( $k_u$ ) in uridg. \*  $ek_uos$  ( $ek_uos$ ), ai.  $ásva$ , av.  $aspa$  in den centum-Sprachen dieselbe Lautverbindung wie dem  $q^u$ , nämlich lat.  $equus$ , gr.  $\acute{\epsilon}\pi\pi\acute{o}\varsigma$ , got.  $ailva$ , ir.  $ech$ , brit. ep.<sup>1)</sup> Auch die übrigen S. 34 angeführten Beispiele zeigen diese Entsprechung. Andere Belege dafür sind:

1. gr.  $\pi\alpha\iota\text{-}\phi\acute{\alpha}\sigma\sigma\omega$  „zucke“, lat.  $fax$ , lit.  $žvākė$  „Licht“, Grundform \*  $gh_u\acute{o}q^u$ .

2. gr.  $\theta\acute{\eta}\rho$ , lesb.-as.  $\phi\acute{\eta}\rho$ , thess.  $\phi\acute{\epsilon}\iota\theta$  „Tier“, lat.  $ferus$ , lit.  $žvėris$ , asl.  $zvěřī$ , Grundform \*  $gh_u\acute{e}r$ .

3. got.  $lveits$  „weiß“, ahd.  $hwīz$ , ai.  $śvitrá$ .

Im Keltischen fielen die Labiovelare ganz mit den reinen Velaren resp. den Palatalen zusammen.  $k_u$  wurde im Urkeltischen ebenso wie  $q^u$  zu  $k_u$ : daraus entstand ir.  $c$ , gall. brit.  $p$ . — In Tabellenform würden also diese Entsprechungen folgendes Bild ergeben (in Brugmannscher Transskription):

|                      |                             |            |                |                         |
|----------------------|-----------------------------|------------|----------------|-------------------------|
| idg. $k_u$ ( $q_u$ ) | gr. $\pi$ , $\tau$ , $\chi$ | lat. $qu$  | air. $c$ , $p$ | germ. $lv$ (ahd. $hw$ ) |
| $q^u$                | $\pi$ , $\tau$ , $\chi$     | $qu$ , $c$ | $c$ , $p$      | $lv$ , $f$ , $b$ .      |
| $gh_u$               | $\phi$ , $\theta$           | $f$ ,      |                |                         |
| $g^uh$               | $\phi$ , $\theta$ , $\chi$  | $f$ , $v$  |                |                         |

Diese eigentümliche Übereinstimmung deutet offenbar darauf hin, daß die idg. Labiovelare in den centum-Sprachen vielfach nicht als einheitliche Laute aufgefaßt wurden, sondern als Doppel-laute ähnlich dem  $k_u$ . Damit wird aber ihre Zugehörigkeit zur Ursprache in Frage gestellt; denn wie wäre es bei dieser Annahme zu erklären, daß in den satem-Sprachen der zweite Teil des ursprünglichen Doppellautes regelmäßig wegfiel, während das labiale Element in ursprachlichem  $k_u$  in denselben Sprachen erhalten blieb? — Analog der Bildung der primären Palatale können die Labiovelare in den centum-Sprachen dadurch entstanden sein, daß etwa vor  $u$  ein dem folgenden Vokal verwandter Gleitlaut zwischen den ursprünglich reinen Velar und das  $u$  sich einschob, hervorgerufen durch die sofort nach der Artikulation des Gutturals eingetretene Lippenrundung. Diese Lauterscheinung wäre also als eine Art Epenthese zu betrachten, bei welcher der sonst zwischen dem Vorschlag und dem denselben veranlassenden Vokal stehende Konsonant fehlt. Diese Affektion des reinen Velars vor

<sup>1)</sup> Wenn man annimmt, daß das osk.  $Epid(es)$  zu  $equos$  gehört, würde dies Zusammenfallen des  $k_u$  mit  $q^u$  in die uritalische Periode zu verlegen sein.

u wäre dann auch auf die Stellung vor anderen Vokalen übertragen worden und hätte sich so allmählich als neuer Laut von dem ursprünglichen k differenziert.

Nach dieser Hypothese würde sich die Entstehung der drei Gutturalreihen folgendermassen darstellen: Die indogermanische Ursprache besaß nur eine k-Reihe, nämlich eine reinvelare. Zur Zeit, da die Ostindogermanen den engeren Zusammenhang mit den Westindogermanen verloren, trat eine Alterierung dieser k-Laute ein, neben der aber die ursprüngliche reine Aussprache bestehen blieb. Im Ostindogermanischen begann eine Erweichung der k-Laute vor folgendem i oder e, die allmählich zu den Spiranten *ś*, *ž*, *žh* führte. Im Westindogermanischen dagegen wurde durch die Stellung des k vor u eine labiale Affektion der k-Laute hervorgerufen, indem ein halbsonantischer Gleitlaut infolge von Lippenrundung zwischen dem Velar und dem u entstand. Diese doppelte Alterierung der ursprünglichen reinen Velare wurde dann auf dem Wege von Analogiebildungen und Formübertragungen auch auf die Stellung vor anderen Vokalen ausgedehnt; sie gehört der gemeinostindogermanischen bzw. gemeinwestindogermanischen Periode an.

Man gewahrt sofort die große Ähnlichkeit dieser Theorie mit dem System von Ascoli, das hauptsächlich wegen seines Mangels an Gesetzmäßigkeit fallen gelassen wurde<sup>1)</sup>. Es fehlt aber nicht an allerlei Anzeichen, die darauf hindeuten, daß man allmählich vor allem infolge sprachpsychologischer Beobachtungen die absolute Ausnahmslosigkeit der sogenannten Lautgesetze wieder aufzugeben sich anschickt. Gerade in einer Ursprache wirken bei der Bildung des Lautsystems so viele Zufälligkeiten mit, wie die heutigen primitiven Sprachen der Naturvölker zeigen, daß von einer Gesetzmäßigkeit in vielen Fällen nicht gesprochen werden kann (vgl. Zupitza KZ 37, S. 395 ff.). — Daß übrigens diese Annahme einer ursprachlichen Gutturalreihe nicht von vornherein zu verwerfen ist, beweist die Äusserung Pedersens (KZ 36 S. 293), es sei sehr gut möglich, daß alle drei Reihen auf eine zurückgehen; eine Spur dieser Entstehung könne man allerdings in den uns erreichbaren Sprachformen schwer finden.

---

<sup>1)</sup> Die bedenkliche „Heilung“ der ersten Affektion in den centum-Sprachen (vgl. S. 8) kommt bei dieser Theorie in Wegfall.

Auch wir möchten die Frage offen lassen, ob die labiovelare Reihe ursprünglich oder erst durch eine spätere labiale Affektion der reinvelaren Reihe entstanden sei. Daß aber die palatale (k) Reihe nicht der Ursprache angehört, sondern erst im Gemeinostindogermanischen durch eine Alterierung der k-Laute vor hellen Vokalen und nachherige Formübertragungen aus der reinvelaren Reihe hervorgegangen ist, halten wir aus den oben ausgeführten Gründen für sehr wahrscheinlich. Die sekundäre Palatalisierung gehört dann bestimmt der Einzelentwicklung der satem-Sprachen an, wie sie auch bei den centum-Sprachen im weiteren Verlaufe ihrer Sprachgeschichte nachzuweisen ist. Somit muß auch die Zurückdatierung der sekundären Palatalisierung in das Gemeinindogermanische und die in einigen neueren Zusammenstellungen beliebte Ansetzung von ursprachlichem  $k'$ ,  $g'$ ,  $g'h$  und  $q'$ ,  $g'$ ,  $g'h$  (nach Brugmanns Transskription  $q'$ ,  $g'$ ,  $g'h$  und  $q''$ ,  $g''$ ,  $g'h''$ ), bei deren Annahme die Zahl der ursprünglichen Gutturalreihen auf fünf ausgedehnt würde, als ganz unwahrscheinlich und jeglichen Beweises entbehrend zurückgewiesen werden.

---

### Nachtrag.

Unliebsamerweise wurde ich erst während der Drucklegung meiner Arbeit auf die Schrift von J. Mansion „les gutturales grecques“, *Recueil de travaux de l'université de Gand*, Vol. 29 (1904), aufmerksam. Mansion erörtert nach einer ziemlich eingehenden Übersicht über die Entwicklung der Gutturaltheorie die griechischen Entsprechungen der idg. Gutturalreihen; er fußt dabei ganz auf der Hypothese Bezzenbergers von der ursprünglichen Dreiheit der Gutturalreihen. Die S. 34 angeführten Beispiele finden bei Mansion eine etwas andere Erklärung; doch scheint mir diese nicht stichhaltig genug um mich zum Aufgeben meiner Deutung zu veranlassen.

